A close-up photograph of Barack Obama, the 44th President of the United States, wearing a dark suit, a white shirt, and a red patterned tie. He has his right hand raised, palm facing forward, in a gesture of respect or acknowledgment. In the background, another man in a dark suit and blue tie is partially visible, looking down. The lighting is bright, suggesting an outdoor event.

*Von  
der Sklaverei  
bis Barack Obama*

Der Amerikanist Simon Wendt über  
die vielschichtige Bedeutung Afrikas  
für das schwarze Amerika

**Forschung Frankfurt:** Herr Wendt, ein Großteil der heute 40 Millionen afroamerikanischen Bürger der USA geht auf die als Sklaven aus Afrika verschleppten Menschen zurück.

**Simon Wendt:** Diese Menschen sind nicht nur in das Gebiet der heutigen USA, sondern auch in die Karibik und nach Brasilien gebracht worden. Eigentlich waren es »nur« etwa 600 000, die in die USA gebracht wurden. Während in Ländern wie Brasilien oft mehrere hundert Sklaven auf den sehr arbeitsintensiven Zuckerplantagen arbeiteten und aufgrund der extremen Bedingungen keine hohe Lebenserwartung hatten, lebten auf US-amerikanische Baumwollplantage selten mehr als 50 versklavte Menschen. Die besseren Lebensbedingungen und die Tatsache, dass amerikanische Sklavenhalter diese Menschen als wertvollen Besitz ansahen, trugen dazu bei, dass Lebenserwartung und Geburtenrate der afroamerikanischen Bevölkerung deutlich höher waren als in Südamerika oder der Karibik.

Welche Perspektive auf die Herkunft ihrer Vorfahren hatten diese Menschen?

Schon als die Zeit der Sklaverei zu Ende ging, gab es (meist) Männer, die gesagt haben: Wir müssen zurück nach Afrika. Dabei wurden sie in gewisser Weise auch schon vor dem Bürgerkrieg von Weißen unterstützt, die aus rassistischer Motivation die American Colonization Society (ACS) gründeten. Befreite Sklaven beziehungsweise freie Afroamerikaner sollten wieder zurück nach Afrika gebracht werden, da viele weiße Menschen das Anwachsen der freien schwarzen Bevölkerung fürchteten. Auch auf diese Bestrebungen hin wurde an der Westküste eine Kolonie gegründet, die später zur afrikanischen Nation Liberia wurde. Federführend waren hierbei weiße Sklavenhalter, die vor dem Bürgerkrieg von Anti-Sklaverei-Aktivist\*innen wegen ihrer rassistischen Motivation für die Unterstützung afroamerikanischer Emigration heftig kritisiert wurden.

Und wie sahen das die freien Afroamerikaner selbst im weiteren Verlauf?

Seit dem 19. Jahrhundert haben auch schwarze Nationalisten immer wieder ein »Zurück« postuliert, wobei dies durchaus

auch kontrovers diskutiert wurde. Im frühen 20. Jahrhundert gründete ein schwarzer jamaikanischer Nationalist namens Marcus Garvey eine Organisation, die *Universal Negro Improvement Association*, in den USA, die wuchs rasch auf mehrere Millionen Mitglieder an. Er sagte: Wir Afroamerikaner haben unsere Wurzeln in Afrika, daher wollen wir dort auch einen Staat gründen, ähnlich wie Liberia. Garvey sagte, dass Afrika mithilfe der Afroamerikaner wieder zu einem großen starken Kontinent werden könnte. Dazu muss man wissen: Manche Mythen der weißen Mehrheitsgesellschaft über Afrika, zum Beispiel die angebliche Rückständigkeit des Kontinents, wurden durchaus von Afroamerikanern geglaubt.

---

*»Die Rückbesinnung auf Afrika war und ist immer auch als Reaktion auf den weißen Rassismus in den USA zu verstehen.«*

---

Gab es neben denjenigen, die ein Zurück nach Afrika forderten, auch noch andere vernehmbare Stimmen unter den Afroamerikanern?

Der »Zurück nach Afrika«-Slogan war ohnehin eher symbolischer Natur, denn die meisten Afroamerikaner hätten sich eine »Rückkehr« gar nicht leisten können. Die Rückbesinnung auf Afrika war und ist immer auch als Reaktion auf den weißen Rassismus in den USA zu verstehen. Vor 1910 im rassistischen Süden der USA zu leben, bedeutete vor allem: zu überleben. Schwarze Menschen waren der Rassentrennung unter-

worfen, konnten nicht wählen und hatten kaum Aufstiegschancen. Zudem wurden Afroamerikaner im Süden (aber auch im Norden) gelyncht. Sie waren nur Bürger zweiter Klasse, aber Afrika als Bezugspunkt hat für viele dennoch keine Rolle gespielt.

In den 1960er Jahren prägte Malcom X den Diskurs schwarzer Denker und auch den von schwarzen Nationalisten.

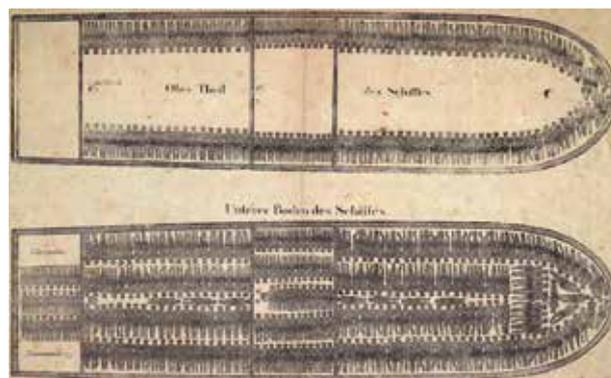
Malcom X ist eine der wichtigsten Figuren nicht nur für den afroamerikanischen Freiheitskampf, sondern auch für die Beziehung des schwarzen Amerikas zu Afrika. Es ging ihm nicht nur um die Gründung einer Nation in Afrika, sondern zugleich um den kulturellen Kampf für eine afroamerikanische Nation in den USA. Eine Black-Power-Organisation, die Republic of New Africa, bezog sich explizit auf Malcom X und forderte fünf schwarze Bundesstaaten im Süden als territoriale Basis eines afroamerikanischen Staates innerhalb der USA. Schwarzer Nationalismus hieß für Malcom X auch, dass man sich ausschließlich auf die Gruppe der Afroamerikaner fokussierte. Es sollten zum Beispiel schwarze Firmen gegründet werden, die für einen ökonomischen Nationalismus standen. Der berühmte Slogan »Black is beautiful« geht vor allem auf Malcom X zurück. Zudem hat Malcolm X zu Lebzeiten versucht, Verbindungen mit afrikanischen Staatsoberhäuptern zu knüpfen, die er als wichtige Verbündete im Kampf gegen rassistische Unterdrückung ansah.

---

*»Ohne Afrika wäre die Geschichte der USA nicht denkbar.«*

---

Darstellung eines Sklavenschiffs mit Zwischendecks, die eingebaut wurden, um so viele Menschen wie möglich zu transportieren. Mit solchen Schiffen wurden zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert zehn bis zwölf Millionen afrikanische Menschen in die Karibik sowie nach Nord- und Südamerika verschleppt.  
Foto: picture alliance/akg-images





Der afroamerikanische Malcolm X war einer der einflussreichsten schwarzen Nationalisten in den 1960er Jahren. Er versuchte, engere Beziehungen zwischen dem schwarzen Amerika und Afrika zu knüpfen.

Wie hat sich diese Sichtweise bis heute weiterentwickelt?

In den 1980ern und 1990ern wurde sogar ein afroamerikanischer Feiertag eingerichtet: Auch bei diesem »Kwanzaa« genannten Feiertag geht es um die Rückbesinnung auf die afrikanischen Wurzeln der schwarzen Bevölkerung. Suaheli, so sagten viele Black-Power-Aktivist:innen, sei die *Lingua Franca* Afrikas und müsse gelernt werden. Manche Menschen fingen an, traditionelle afrikanische Mode zu tragen. Man findet diese Hinwendung zu Afrika auch heute bei schwarzen Prominenten aus

der Pop- und Filmkultur. Sie besuchen zum Beispiel ehemalige Sklavenstationen an der Westküste Afrikas, wo afrikanische Männer, Frauen und Kinder auf Schiffe, die nach Nord- und Südamerika und die Karibik segelten, gebracht wurden. Ein solcher Besuch wird als sehr emotionaler Moment erlebt. Diese Menschen vergegenwärtigen sich, dass die eigenen Wurzeln in Afrika liegen und die Verbindung zu diesem Kontinent auf einer Geschichte von Verschleppung, Gewalt und Entmenschlichung beruht. Afrika wird heute als ein ganz wichtiger Kontinent angesehen, ohne den die Geschichte der USA gar nicht zu denken wäre.

Mit der Person Barack Obama haben viele schwarze Menschen große Hoffnungen verbunden – nicht nur in den USA, sondern weltweit.

Im Kontext der Diskussion über die Verbindungen zwischen Afrika und dem schwarzen Amerika ist Barack Obama ein faszinierender Fall, weil hier viele Dinge zusammenkommen. So ging es damals im Wahlkampf auch um die Frage, wie afroamerikanisch er eigentlich ist. Er kommt zwar aus der Black Community Chicagos und ist mit einer Afroamerikanerin verheiratet, deren Vorfahren Sklaven waren. Aber reicht das? Ist er schwarz genug, wurde gefragt, und zwar in schwarzen wie auch weißen Medien. Letztlich wurde er von der Mehrheit der afroamerikanischen Bevölkerung als einer der ihren anerkannt, weil er in den USA geboren und teilweise auch aufgewachsen ist. Daher hat er von dieser Seite im Wahlkampf große Unterstützung erfahren. Nicht nur für

die afroamerikanische Bevölkerung, sondern auch für Menschen in Afrika, insbesondere in Kenia, woher Obamas Vater stammt, war das eine wirkliche

---

*»Politisch repräsentiert zu sein, reicht einfach nicht aus.«*

---

Zeitenwende: Dass ein schwarzer Mann tatsächlich Präsident der USA werden kann. Ich habe 2009 bei einem Besuch der Vereinigten Staaten selber erlebt,



Huey P. Newton war einer der beiden Gründer der Black Panther Party (BPP). In den Augen vieler Black Power Organisationen spielte Afrika eine zentrale Rolle für den afroamerikanischen Freiheitskampf.

welche Wirkung das in der Black Community gehabt hat. Junge schwarze Männer trugen T-Shirts mit den Konterfeis von Martin Luther King, Malcolm X und Obama. Man sah ihn damals also in der Geschichte des schwarzen Freiheitskampfes als Symbol der Siege der Bürgerrechtsbewegung und als wichtiges Vorbild für junge schwarze Menschen.

»Afro Pessimism« lautet der aktuelle Buchtitel des amerikanischen Schriftstellers und Philosophen Frank B. Wilderson III, der auch kürzlich an der Goethe-Universität gelesen hat.

## ZUR PERSON



**Prof. Dr. Simon Wendt**, Jahrgang 1975, ist Professor für Amerikanistik an der Goethe-Universität. Er leitet unter anderem eine Forschungsgruppe zum Thema »The Black Power Movement and the Contested Nature of American Democracy« (2022–2025), gefördert von der Gerda Henkel Stiftung. In einem weiteren Forschungsprojekt, das von der DFG gefördert wird, beschäftigt er sich mit »Self-Defense in Recent America: Intersectional Perspectives (2018–2023)«.

wendt@em.uni-frankfurt.de

## Dominiert in der Ära nach Obama wieder eine eher negative Erwartung in der Black Community?

Man könnte sagen, dass die Black-Lives-Matter-Bewegung auch eine Reaktion auf Obamas Präsidentschaft ist. Es ist nicht genug, so die Diagnose vieler Aktivistinnen und Aktivisten, einen schwarzen Präsidenten im Weißen Haus zu haben. Politisch repräsentiert zu sein, reicht einfach nicht aus. Mit anderen Worten: Der systemische Rassismus kann nicht (allein) durch individuelles Handeln zurückgedrängt werden. Stattdessen muss man auf allen Ebenen für strukturelle Veränderungen kämpfen. Das hätte ein Obama auch gar nicht erreichen können, weil er ja gerade versucht hat, sich als »postracial President« zu positionieren. Denn er brauchte auch die Stimmen von weißen Amerikanern; da wäre es wenig hilfreich gewesen zu sagen: »Mir geht es speziell um die afroamerikanische Bevölkerung.« Dass es die Bewegung Black Lives Matter gibt, zeigt, dass man das Erbe der Sklaverei und das Problem des Rassismus nach wie vor nicht gelöst hat.

Es gibt heute in den USA nicht nur die Nachfahren von Sklaven, sondern auch Migrant\*innen aus Afrika. Wie erfahren diese Menschen den systemischen Rassismus?



Der Tod des Afroamerikaners George Floyd, der im Mai 2020 von einem weißen Polizisten während seiner Verhaftung ermordet wurde, löste weltweite Proteste gegen rassistische Polizeigewalt aus. Viele von diesen Protesten wurden von der 2014 entstandenen Black Lives Matter Bewegung koordiniert.



Im amerikanischen Süden entstand im späten 19. Jahrhundert ein gesetzlich legitimes System der Rassentrennung, das mithilfe von Gewalt aufrechterhalten wurde. Es machte afroamerikanische Menschen zu Bürgern zweiter Klasse und entzog ihnen das Wahlrecht.

Die afrikanische Einwanderung wurde mit einer Gesetzesänderung im Jahre 1965 eingeleitet und hat seitdem immer stärker zugenommen. Sicherlich machen diese Menschen auch neue Erfahrungen – schon allein aus dem Grund, dass sie als »Schwarze« behandelt werden, was in ihrem Herkunftsland kaum ein Thema gewesen ist – wobei diese Migrant\*innen andererseits auch die Erfahrungen des Kolonialismus mit sich tragen. Einwanderer aus Afrika mussten und müssen sich natürlich überlegen: Bin ich Teil des afroamerikanischen Amerikas? Wie viele andere Einwanderergruppen – Deutsche, Iren, Italiener, Chinesen – haben sie ihre eigenen Communities gegründet, zum Beispiel nigerianische und kenianische. Innerhalb dieser Gruppen versucht man seine Kultur zu bewahren. Dadurch treten Unterschiede zur älteren afroamerikanischen Kultur zutage. Es ist aber davon auszugehen, dass die zweite beziehungsweise dritte Generation afrikanischer Einwanderer sich sowohl als Teil der amerikanischen Nation als auch als Mitglied der Black Community in den USA verstehen wird. Leider wird der amerikanische Rassismus in diesem identitätsstiftenden Prozess wohl weiterhin eine große Rolle spielen.

Interview:  
Dirk Frank



### Der Autor

Dr. Dirk Frank  
ist stellvertretender  
Pressesprecher der  
Goethe-Universität.

frank@pww.uni-frankfurt.de

## Literatur

The Spirit and the Shotgun: Armed Resistance and the Struggle for Civil Rights, Gainesville: University Press of Florida, 2007.

Behnken, Brian D., Smithers, Gregory D. (Hrsg.): Black Intellectual Thought in Modern America: A Historical Perspective, Jackson: University Press of Mississippi, 2017.

Berg, Manfred (Hrsg.): Globalizing Lynching History: Vigilantism and Extralegal Punishment from an International Perspective, Palgrave Macmillan, New York 2011.

Berg, Manfred (Hrsg.): Racism in the Modern World: Historical Perspectives on Cultural Transfer and Adaptation, Berghahn, New York 2011.

Transnational Perspectives on the History of Racism in North America, in: Amerikastudien 54, 2009, S. 473-498.

The Thought of a Black Male with a Weapon Scars America: African Americans, the Second Amendment, and the Racial Politics of Armed Self-Defense in the Civil Rights Era and Beyond (mit Rebecca Rössling), in: Yuill, Kevin und Street, Joe (Hrsg.), The Second Amendment and Gun Control: Freedom, Fear, and the American Constitution, Routledge, New York 2018, S. 65-82.

Intellectual Predicaments: Black Nationalism in the Civil Rights and Post-Civil Rights Eras, in: Behnken, Brian D., Smithers, Gregory D. und Wendt, Simon (Hrsg.), Black Intellectual Thought in Modern America: A Historical Perspective, Jackson: University Press of Mississippi, 2017, S. 170-205.